

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Band: 21 (2014)
Heft: 231

Rubrik: Perspektiven

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Winter in La Goulette



Das Tor bleibt zu, weil der Minjan, das geforderte Quorum von zehn Betenden, in der Synagoge Keren Yéchouah nicht erreicht wird. (Bilder: David Loher)

Der Eingang ist kaum zu finden, obwohl mir Jacob den Weg genau beschrieben hat. Die einzigen Hinweise: Drei Poller versperren die Weiterfahrt und an der Ecke steht ein rotweiss gestrichenes Wachhäuschen, in dem ein gelangweilter Polizist sitzt. Im Raum hinter der unscheinbaren blauen Tür haben sich etwa zwanzig Männer versammelt, die Kippa auf dem Kopf, den Tallit um die Schultern. Es ist Samstagmorgen, Zeit für den wöchentlichen Gottesdienst in der Synagoge Beith Mordechaï von La Goulette, dem Hafenvorort von Tunis.

Die Männer, die hier zusammengekommen sind, gehören zur winzigen Gemeinde von 120 jüdischen Tunesierinnen und Tunesiern, die noch in der Hauptstadt und ihren Vororten leben. Das war einmal anders: Ende des Zweiten Weltkrieges gab es rund 80'000 Jüdinnen und Juden in Tunesien, mehr als die Hälfte davon in Tunis, die zweite grosse Gruppe auf der Insel Djerba. Sie bildeten eine bedeutende Minderheit. In La Goulette waren sie gar in der Mehrheit – wenigstens in den Sommermonaten, wenn viele jüdische Familien der Hitze der Stadt entflohen und eine Wohnung im Küstenvorort anmieteten. Es gab damals neben einer Kirche und einer Moschee ganze 14 Synagogen.

Spurensuche

Die gesicherten historischen Spuren der jüdischen Gemeinde auf dem Boden des heutigen Tunesiens verlieren sich im 2. Jahrhundert, lange vor der arabischen Eroberung Nordafrikas. Vermutlich lebten aber schon vorher Jüdinnen und Juden da. Später im 15. und 16. Jahrhundert liessen sich viele spanische Jüdinnen und Juden in Tunesien nieder. Zusammen mit den Mauren mussten sie im Zuge der Reconquista, der christlichen Rückeroberung der iberischen Halbinsel, vor den neuen Herrschern fliehen.

Seit der Gründung Israels 1948, insbesondere aber im Zuge der antisemitischen Pogrome von 1967 nach dem Sechstagekrieg, verliessen jedes Jahr viele ihr Heimatland. Sie zogen entweder nach Frankreich oder nach Israel.

Die Gemeinde in Tunis schrumpfte zusehends. Heute steht die grosse Synagoge an der Avenue de la Liberté im Stadtzentrum meistens leer. Immerhin gibt es noch eine koschere Metzgerei und ein Altersheim. Auch eine jüdische Schule ist – noch – in Betrieb. Doch die Jungen gehen zum Arbeiten und Studieren nach Frankreich oder in die USA. Zurück bleiben die Alten, die entweder das Land nie verlassen haben oder irgendwann aus Heimweh wieder zurückgekehrt sind. Es ist wohl nur eine Frage der Zeit, bis das jüdische Tunis ganz Geschichte sein wird.

Kochen gegen das Vergessen

Einer, der das Erbe des jüdischen Tunesiens in der Öffentlichkeit wachzuhalten versucht, ist Jacob Lellouche. In La Goulette führt er das einzige koschere Restaurant des Landes, zwei Parallelstrassen entfernt von der Synagoge. «Die offiziellen Schulbücher erwähnen das jüdische Tunesien mit keinem Wort», erzählt er. Dabei war etwa die tunesische Musik massgeblich von jüdischen Musikern geprägt. Im Souk arbeiteten Juden als Silberschmiede, darunter auch Lellouches Vater. Ihre Symbole und Ornamente, Fisch und Davidstern etwa, haben die Zeit überdauert und werden noch heute verwendet. Die Gasse Souk el-Grana erinnert an die jüdischen Händler aus Livorno, die hier ihre Waren feilboten. «Am besten begreift man das jüdische Erbe Tunesiens jedoch über seine Küche», meint Jacob Lellouche mit breitem Lachen. Über die jüdische Migration haben sich Einflüsse rund um das Mittelmeer in der tunesischen Küche niedergeschlagen: Tapas-ähnliche Vorspeisenteller und ein Kutteln-Eintopf aus Spanien, Joghurtsaucen und Crèmes aus Griechenland, Zabaione und Beignets aus Italien, nicht zu vergessen all die süssen Patisseries aus der Türkei.

Neben seinem Restaurant, in dem er gegen das Vergessen kocht, hat er zusammen mit – jüdischen und muslimischen – Freunden die Vereinigung Dar el-Dhekra, das Haus des Erinnerns, ins Leben gerufen. So soll das Erbe des jüdischen Tunesiens wenigstens in der Erinnerung fortbestehen.



«Koscher», einmal auf Arabisch, einmal auf Hebräisch:
Die jüdische Metzgerei an der Avenue de la Liberté im Stadtzentrum von Tunis.

Sehnsucht nach den Goldenen Zeiten

Nach über zwei Stunden endet der Gottesdienst mit einem gemeinsamen Mahl: Brot, gekochte Eier, ein süßer Hefekuchen, der nach Orangenblüten duftet. Nicht fehlen darf der Boukha, der traditionelle Feigenschnaps, der in kleinen Gläsern herumgereicht wird. Albert, ein älterer unter-setzter Mann mit dicken Brillengläsern, der mich beim Betreten der Synagoge eingehend, aber freundlich musterte, lädt mich zum anschließenden Mittagessen ein. Zusammen mit Joseph, auch er im fortgeschrittenen Pensionsalter, treffen wir uns in seiner Wohnung.

Ein Linseneintopf, den er am Vorabend vorbereitet hat, kocht vor sich hin. «Hier koche ich immer selber», erklärt Albert stolz, während er im Eintopf rührt. Joseph schenkt vom unvermeidlichen Boukha ein. «Meine Frau wohnt in Paris. Ich bin immer zwei Wochen dort, zwei Wochen hier.» Joseph hingegen ist Ende der 90er-Jahre für immer zurückgekehrt. Beide verliessen Tunesien als Jugendliche in den 60er-Jahren. «Meine Eltern gingen 1967, als die Situation brenzlich wurde», fasst Joseph seine Familiengeschichte zusammen. «Ich ging zwei Jahre später, weil ich damals noch bei einem Maler in die Lehre ging.» Die Familie – sein Vater war Besitzer einer grossen Gerberei vor den Toren Tunis – musste praktisch alles zurücklassen und in Frankreich neu beginnen.

Es klopft. Foued und Zouzou kommen rein. «Ça été à la syn'?» – Wie wars in der Synagoge, fragt Foued, holt sich ein Bier aus dem Kühlschrank und zündet sich eine Zigarette an. «Labès, Inchallah» – Gut gut, so Gott will, antwortet auf Arabisch Jojo, wie Joseph von seinen drei Freunden genannt wird.

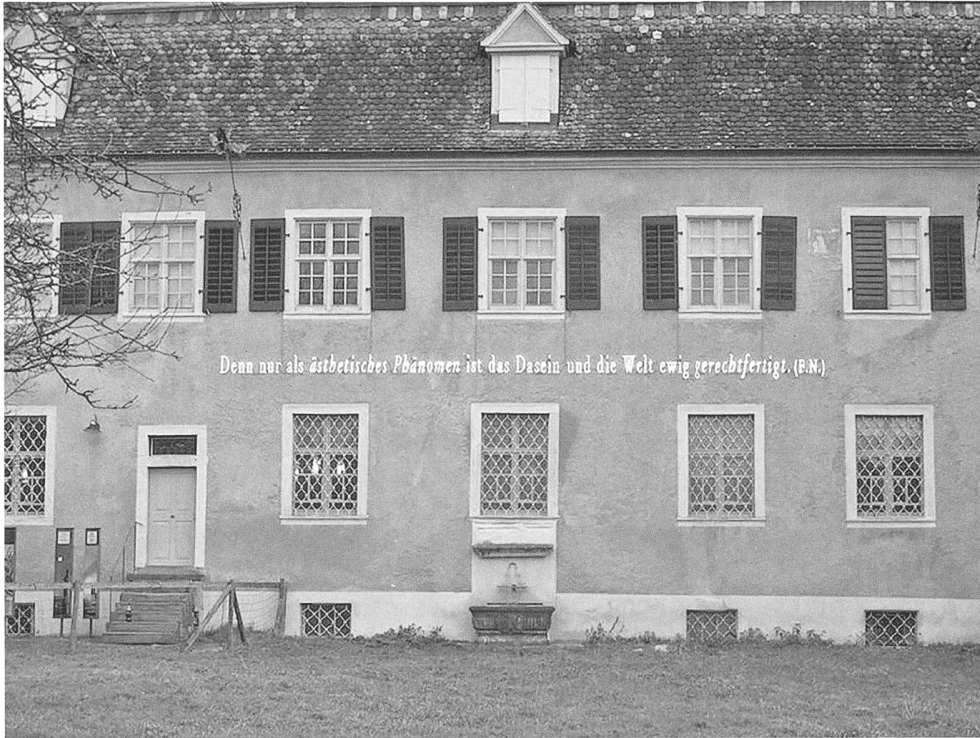
Zwischen Arabisch und Französisch wechselnd, erzählen die vier Männer von ihrer Jugendzeit in La Goulette. Fast jede Woche gab es irgendein Fest zu feiern, entweder weil die katholischen Sizilianer gerade Maria Empfängnis feierten, die Juden Purim oder die Muslime Aïd el-Mouled. «So war es, mein Tunesien!», ruft Jojo in die Runde. Die anderen nicken. Der Film *Un été à la Goulette* des

tunesischen Regisseurs Férid Boughedir beschreibt ebendieses unbeschwerte interreligiöse Zusammenleben der 50er- und 60er-Jahre, dem die Runde in Alberts Wohnung heute nachtrauert. Bestimmt ein etwas verklärter Blick. Wie es halt so ist mit Jugenderinnerungen. Doch da scheint definitiv etwas verloren gegangen zu sein.

«Heute hat sich vieles geändert», seufzt Jojo und schweigt. Weiter will er die aktuelle Situation nicht kommentieren. Aber er denkt wohl an Dinge wie die antisemitischen Parolen, die vor einiger Zeit beim Besuch eines Hamas-Führers in Tunis gerufen wurden und die jüdischen Tunesier verunsichert haben.

Einen Boukha später brechen Jojo und ich auf. Wir wohnen beide in La Marsa. Er fährt mich nach Hause. Die dortige Synagoge steht schon seit längerem leer, deshalb geht er zum Samstagsgottesdienst nach La Goulette – aber auch, weil er selber «un vieux Goulettois» ist und hier seine Freunde antrifft. Mit einem «Shabbat Shalom» verabschieden wir uns. Beiläufig greift er im Hinausgehen an die am Türsturz befestigte Mesusa und küsst sich die Finger. Die Kippa, die er in der Wohnung trug, verstaubt er in der Manteltasche.

David Loher, 1980, Sozialanthropologe, forscht derzeit in Tunis zur transnationalen Mobilität junger Tunesierinnen und Tunesier. Beim Verlassen der Synagoge hat er beinahe vergessen, die geliehene Kippa zurückzugeben.



Nietzsche-Zitat am Ittinger Museumsgebäude, ein Werk von Joseph Kosuth. Bild: Museum

Das Thurgauer Kunstmuseum, eingemietet in der Kartause Ittingen nahe Frauenfeld, soll saniert und erweitert werden. Beides ist nötig, keine Frage. 4,6 Millionen Franken soll die Sanierung kosten. Und an der Erweiterung für knapp 13 Millionen will sich der Kanton mit 11,3 Millionen aus dem Lotteriefonds beteiligen. Das recht freihändige Gebaren der Regierung bei der Finanzierung und der Vergabe von Vorarbeiten sorgt im nicht speziell aufmüpfigen Thurgau für politischen Wellenschlag. Vorerst hat das Bundesgericht Zahlungen nach einer Beschwerde superprovisorisch gestoppt.

Im Fokus steht dabei nicht das Geld an sich, sondern die Art, wie die Projekte aufgegleist wurden. Und ein deutliches Unbehagen über die Entscheidungsträger; der Stiftungsrat ist gut bekannt mit dem Regierungsrat, einige Mitglieder gehörten der Exekutive an. Man kennt sich hüben wie drüben.

Das einst verlotterte Kloster und heute erfolgreiche Kultur- und Seminarzentrum wird seit 1977 von einer Stiftung getragen. Präsident des Stiftungsrats ist der Altregierungsrat und SVP-Ständerat Roland Eberle. Vize ist Robert Fürer, Anwalt und graue Eminenz im Thurgau. Weiter vertreten ist unter anderen sein Kanzleipartner Philipp Stähelin, Ex-Regierungsrat sowie CVP-Ständerat bis 2011.

«Der Kanton Thurgau wird auch als «Kanton der kurzen Wege» bezeichnet» (Eigenwerbung Verwaltung). Manchmal sind diese Wege dann aber doch arg kurz. Nähe kann sorglos machen. So wurden die Machbarkeitsstudie und das Vorprojekt unter Verletzung des Vergaberechts direkt an die Hausarchitekten der Stiftung vergeben. Das führte zu heftiger Kritik. Dennoch segnete der Grosse Rat am

4. Dezember 2013 den Sanierungskredit mit 66 zu 41 Stimmen gegen die Opposition von GP, GLP und BDP als gebundene Ausgabe ab. Damit machte er den Weg frei für den angesichts der hohen Summe ebenfalls umstrittenen Griff der Regierung in den Lotteriefonds in Eigenkompetenz.

In derselben Sitzung lehnte es der Rat zudem bedauerlicherweise ab, den Sanierungskredit einer Volksabstimmung zu unterstellen, wie es Hermann Lei (SVP) gefordert hatte. Das Baby schien in trockenen Tüchern. Bis acht Stimmbürger, unter anderem der ehemalige SP-Kantonalpräsident und heutige «Weltwoche»-Journalist Markus Schär, am 10. Dezember 2013 beim Bundesgericht eine Stimmrechtsbeschwerde gegen den Grossratsbeschluss einreichten. Das Gericht untersagte superprovisorisch postwendend Zahlungen an die Stiftung und verlangt vom Büro des Grossen Rats eine Stellungnahme zur Museumsbeschwerde. Der Ausgang ist ungewiss. Juristisch mag das Vorgehen als korrekt gewertet werden. Aber Demokratie geht anders. Fortsetzung folgt.

Rolf Müller, 1967, macht Kommunikation im Thurgau.

Aktuelle Ausstellung in Ittingen:
Joseph Kosuth: Das Dasein und die Welt,
bis 24. August

Rapperswil-Jona Würste werfen

Einmal im Jahr fliegen in Rapperswil Würste durch die Luft. Bürli und Biberli ebenso und bis vor einigen Jahren auch Orangen. Das kann ins Auge gehen – ganz zu schweigen von der Sauerei, die die aufgeplatzten und zertretenen Früchte auf dem Kopfsteinpflaster hinterlassen. Orangen werden im Rosenstädtchen deshalb nicht mehr aus dem Fenster geschmissen.

Die Rede ist vom «Eis Zwei Geissebei», einem Brauch, der noch älter ist als das Zürcher Sechseläuten. Die Zürcher waren es auch, die die Rapperswiler auf die Idee brachten, ja, sie dazu zwangen, Essbares aus ihren Fenstern zu reichen. Denn als nach der Belagerung und Brandschatzung Rapperswils durch den Zürcher Bürgermeister Rudolf Brun anno 1350 eine Hungersnot ausbrach im Städtchen, verteilten die wohlhabenden Bürger den armen Kindern ein paar Happen. So jedenfalls wird die Entstehungsgeschichte des über 600-jährigen Brauches überliefert.

Die Aufgabe der «Austeilete» übernehmen heutzutage die Stadträte. Jeweils am Fasnachtsdienstag pünktlich um 15.15 Uhr öffnen sich die Fenster des Ratssaals im zweiten Stock des Rathauses. Eine Fanfare ertönt. «Sind alli mini Buebe daa?», fragt darauf einer der Räte (im Mittelalter war die Gleichberechtigung der Geschlechter noch kein Thema). Worauf die Menge, die sich auf dem Hauptplatz vor dem Rathaus versammelt, vielstimmig und lauthals mit «Jaaaa!» antwortet. Während die Herren und Damen Stadträte – ein kleines bisschen hat man sich der Moderne doch angepasst – das gemeine Volk mit Esswaren bewerfen, skandiert es lautstark die rätselhafte Parole: «Eis - zwei - Geissebei!». Klar ist: Je lauter gerufen wird, desto mehr Cervelats, Bürli und Biberli fliegen in die Menge. Manche Ratsmitglieder lassen sich auch gern länger bitten, sie schwenken die Leckereien – darunter ganze Wurstketten – vor den Augen und Nasen der Wartenden hin und her, bevor sie zum Wurf ansetzen. Als Höhepunkt wird ein riesiger, mit einer Fasnachtsfigur verzierter Lebkuchen zur Menge hinabgesenkt und mittels einer Seilwinde sogleich wieder hinaufgezogen. Nur den Geschicktesten gelingt es, ein Stück davon zu ergattern. Die Prozedur wird so lange wiederholt, bis der Lebkuchen aufgezehrt ist.

Einige Jugendliche machen sich einen Sport daraus, am «Geissebei» möglichst viel Beute zu machen: Die mitgebrachten Plastiktüten jedenfalls sind oft prall gefüllt, wenn der Spuk nach einer halben Stunde vorbei ist. Wer an diesem Ritual mehr Freude hat, die ergrauten Räte oder die Stadtjugend, ist nicht abschliessend zu beantworten. Vielleicht liegt die sichtlich gehobene Laune der Stadtväter und -mütter aber auch daran, dass sie zuvor am «Herrenessen» bereits üppig getafelt und gebechert haben. Dass das «Eis Zwei Geissebei» zum Ausklang der Fasnacht stattfindet, hat möglicherweise auch praktische Gründe: Schliesslich wollte man sich, bevor die Fastenzeit anbricht, noch einmal zünftig den Bauch füllen. Was in der heutigen Überflussgesellschaft natürlich nicht mehr so viel Sinn macht. Der Beliebtheit des Rapperswiler Brauchs tut dies jedoch keinen Abbruch.

Tatjana Stocker, 1970, arbeitet bei der Zürcher Bildungsdirektion und als freie Journalistin.

Schaffhausen «Niene zom Hiigoh»

2014 fing ja gut an in Schaffhausen! In der Silvesternacht richtete sich eine grosse Handvoll Leute aus der alternativen Musik- und Skaterszene in einer leerstehenden Liegenschaft an der Karstgasse 1 mitten in der Altstadt ein, um eine Party zu improvisieren. Gleich nebenan ist der Platz, der «Platz» heisst – jener Ort, wo Jahrwechsel für Jahrwechsel Teenager Litschisekt und Freixenet ölen, sich um zwölf in die Arme fallen, Feuerwerk krachen und die Gläser klirren lassen.

Vielleicht wurde es den Temporärbesetzern langweilig, irgendwann flogen jedenfalls ein paar Böller und Flaschen aus den Fenstern der Karstgasse 1 Richtung «Platz». Das Partyvolk revanchierte sich, schmiss Glasbehältnisse zurück und zerdepperte etliche Fensterscheiben. Kurz nach Mitternacht rückte dann nicht der Glaser, sondern ein Grossaufgebot der Polizei an, nahm die Personalien der Kurzzeit-Okkupierer auf und machte der moderaten Randalie ein Ende. Dachte man. Und lag voll daneben.

Zuerst folgte eine Strafanzeige der Interessengemeinschaft Altstadt Schaffhausen (Igas), der die Liegenschaft gehört. Wegen Hausfriedensbruchs und Sachbeschädigung. Weiter wurden die an der improvisierten Hausparty Beteiligten von der Polizei vorgeladen. Sie sollten Fingerabdrücke und DNA-Proben abgeben: CSI Schaffhausen.

Die «Schaffhauser Nachrichten» (SN) setzten in der Folge auf Wutbürger-Empörungs-Bewirtschaftung: Es gab Titelseitenstorys, ein Interview mit einem tief betroffenen Igas-Vertreter («eine sanfte Renovation wurde stark erschwert») inklusive «schockierender» Fotostrecke mit Sprayereien an den Wänden und ein paar leeren Flaschen am Boden. Sujets also, die man an Silvester überall in der Altstadt gefunden hätte.

Die AL Schaffhausen schaltete sich mit einer Stellungnahme ein: «Wenn ein Gebäude an bester Lage in der Stadt jahrelang leer steht und vor sich hin modert, weil seine Eigentümer nicht in der Lage sind, es instand zu setzen und welcher Nutzung auch immer zuzuführen, dann kann von «Hausfriedensbruch» nicht die Rede sein, wenn jemand dafür sorgt, dass wenigstens kurzzeitig einmal Leben einkehrt.» Es folgten weitere SN-Kommentare, die entweder gegen die AL schossen oder die Körperausscheidungen der Chaoten im Haus («es wurde uriniert und erbrochen») thematisierten und das Vorgehen der Polizei abfeierten. «Das Theater ist unvorstellbar», bringts einer, der an Silvester dort war, auf den Punkt.

Die Nischen werden geräumt, «niene zom Hiigoh und kei Verschteck» (Papst & Abstinenzler). Auch in Schaffhausen sind die Zeiten nicht einfach für Leute, die in ihrer Stadt mehr suchen als eine Konsummaschine. Bis vor eineinhalb Jahren konnte man übrigens noch günstig wohnen in der Liegenschaft Karstgasse 1, es gab dort Keller-Übungsräume. Doch die von Standortförderern bis zum Brechreiz wiederholte Floskel von Schaffhausen als «kleinem Paradies» duldet keine Widerrede: Was widerständig, laut, schmutzig, wild ist und sich nicht kommerziell verwerten lässt, wird via Law and Order aus dem «Paradies» vertrieben.

Jürg Odermatt, 1962, ist Sänger und Gitarrist bei Papst & Abstinenzler und Korrektor.

Vorarlberg Näher bei den Menschen

Neulich las ich bei einer Fahrt mit einem oberbayerischen Bummelzug in zwei Lokalzeitungen ein paar durchaus interessante Artikel. Das fiel mir auf, weil ich nicht einmal die Orte kannte, nach denen diese Blätter benannt waren, es sich also nicht gerade um überregionale Zeitungen handelte. Bei den «Vorarlberger Nachrichten» (VN), der immer noch grössten Tageszeitung eines immer noch reichen österreichischen Bundeslandes mit entsprechendem Inserateaufkommen, gelingt es mir immer wieder, auch die dicken Wochenendausgaben von vorne bis hinten durchzublättern, ohne auf einen einzigen Text zu stossen, den ich lesen möchte.

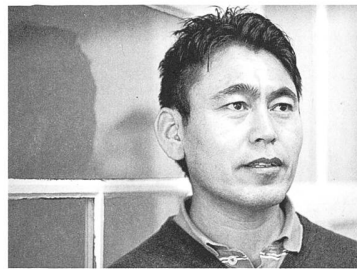
In Vorarlberg konkurrieren zwei Medienunternehmen um das breite Publikum: das Vorarlberger Medienhaus, deren Print-Flaggschiff die VN sind, wo aber auch eine Reihe von anderen Publikationen erscheint, und der ORF, der Österreichische Rundfunk, mit seinem Landesstudio. Letzteres hat seit drei Jahren einen neuen Intendanten, nach dessen für viele überraschender Bestellung das Gerücht umging, er habe den Job mit der Auflage bekommen, das Programm noch seichter zu machen, als es eh schon war. Der Intendant des Landesstudios formuliert das so, dass er zum Beispiel mit dem Sonntagsprogramm «noch näher bei den Menschen sein» möchte. Damit meint er nicht, individuell evolutionär weiterkommen zu können, sondern frönt dem Irrglauben, durch weitere Senkung des Niveaus noch mehr Hörerinnen und Hörer erreichen zu können. Wie es um seine eigenen kulturellen Ansprüche steht, lässt sich vielleicht daraus ersehen, dass er die Bibliothek des Studios eigenhändig in den Papiercontainer geworfen haben soll, was den Schluss zulässt, dass sie nicht allzu umfangreich gewesen sein kann.

Zuletzt musste eine Sendung mit klassischer Musik am Sonntagvormittag dran glauben. Hörerprotesten begegnete der Intendant mit dem Hinweis auf Veranstaltungen wie Konzerte usw. Für mich ist es gut, jetzt brauche ich am Sonntag nicht mehr umzuschalten, wenn auf Ö2 nach dieser Sendung eine Messe übertragen wird, sondern kann von vornherein gleich Ö1 hören: wieder einen Handgriff gespart.

Relativ gut sind die stündlichen Lokalnachrichten und die tägliche regionale TV-Sendung, weil sich Medienhaus und ORF da doch noch profilieren und den anderen übertreffen wollen. Die VN setzen allerdings auf kuhwarme Regionalität bis in den hintersten Winkel, und es menschtelt sehr, wenn es nicht überhaupt gleich um Tiere geht. Vier Tage, bevor ich diesen Text hier schreibe, ist eine junge Frau von drei Männern überfallen worden, die offenbar zu betrunken oder zu blöd waren, den die Frau begleitenden Rottweiler richtig einzuschätzen. Der biss dann alle drei, woraufhin die Frau flüchten konnte. In der Zeitung liest man dazu von einer «vierbeinigen Heldin», die «ihr Frauchen» rettete, und in der Internet-Version wird auch noch von dem Knochen berichtet, den die Hündin für ihren Heldenmut bekommen hat. Nur ein Foto vom Hund mit dem Knochen fehlt – wahrscheinlich hat der Rottweiler den Abdruck nicht genehmigt.

Kurt Bracharz, 1947, arbeitet als Schriftsteller, Kolumnist und Übersetzer in Bregenz.

Stimmrecht Heilende Kunst



Tibetische Kunst hängt eng mit der religiösen Kultur Tibets zusammen. Deswegen sagen wir auch «Buddhistische Kunst» und meinen damit einerseits die Architektur mit ihren Stupas und Tempelbauten, Skulpturen, andererseits die buddhistischen Statuen und die Malerei sogenannter Thangkas oder Rollbilder, die stets in Bezug zu Buddha, Dharma (der Lehre) und zum Buddhismus im Allgemeinen stehen.

Die buddhistische Kunst entwickelte sich vor rund 2500 Jahren. Die meisten Skulpturen und Gemälde entstanden als Hilfsmittel zur buddhistischen Meditation. Bilder sollten helfen, sich den durch eine Gottheit repräsentierten Erleuchtungsaspekt besser vorstellen zu können. So steht beispielsweise die Darstellung der Gottheit «Manjushri» für Klarheit und geistige Unterscheidungskraft, was durch ein Schwert, symbolisiert wird. Anders die helfende und lebensverlängernde Gottheit «grüne Tara», die auch das Mitgefühl verkörpert; sie streckt ein Bein nach vorne, um schneller zu Hilfe eilen zu können. Schutzgottheiten und verschiedene Lamas werden zudem gerne in unterschiedlichen Inkarnationen dargestellt.

Es kommen vielfältige Materialien wie Metall, Holz, Stein, ja sogar Butter zum Einsatz. Dementsprechend lang- oder kurzlebig sind auch die Kunstwerke. Ein Sandmandala, aus farbigen Sandkörnern in mühsamer Detailarbeit aufgebaut, wird nach einigen Tagen durch einen Handstreich des obersten Lamas verwischt und dann in den nahen Fluss gestreut. In den Klöstern entstehen zudem wunderschöne Wandgemälde, Schnitzereien und Teppiche. Insbesondere beim Thangka gibt es zwei Stile, einen traditionellen und einen modernen, die sich in den Maltechniken und Farben unterscheiden. In beiden Stilen wird jedoch streng auf Proportionen, Körperhaltung und Attribute der dargestellten Gottheiten geachtet.

Wenn ein Thangka oder eine Statue wirksam sein soll, ist es notwendig, dass sie von einem ausgebildeten und in gewisser Weise auch «reinen» Künstler mit der richtigen Geisteshaltung gefertigt wird. Das bedeutet, dass er oder sie sich entsprechenden Reinigungsritualen und Meditationen unterzieht. Langlebens-Thangkas etwa sind zwischen Sonnen-Auf- und Untergang zu fertigen. Buddhistinnen und Buddhisten glauben nämlich, dass die Herstellung eines Thangkas Verdienste oder Heilung nicht nur für den Künstler und Spender, sondern für alle fühlenden Wesen bringt.

Gyatso Drongpatsang, 1978, arbeitete in Tibet als Lehrer in einer Klosterschule. 2011 ist er in die Schweiz geflüchtet. Heute lebt er in Romanshorn mit dem Entscheid «vorläufig aufgenommen».